

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 111 (2017)
Heft: 9

Artikel: Am Rand Europas : Impulse aus dem Balkan
Autor: Traitler, Reinhild
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-731322>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 08.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Am Rand Europas

Impulse aus dem Balkan

Die Ränder Europas sind kulturelle, religiöse und sprachliche Schnittstellen. Dort kann Neues entstehen, fernab der Zentren, wo man mit sich selbst beschäftigt ist. Das zeigt ein persönlicher Blick gen Südosten, auf den Balkan.

Beim Versuch, eine Familiengeschichte zu schreiben, bin ich kürzlich auf meine mir unbekannteren Grossväter gestossen. Beide, der Berliner und der Wiener, haben den Ersten Weltkrieg an verschiedenen Schauplätzen mitgemacht. Der Berliner hat bis 1916 mit der Kavallerie zuerst an der Marne und dann in den mörderischen Frontstel-

lungen an der Somme gekämpft. Dort ist er in einen Bombentrichter gefallen und schwer verletzt worden, was ihm wahrscheinlich das Leben gerettet hat.

Weniger eindeutig war die Sache mit dem Wiener Grossvater. Er wurde ebenfalls 1914 eingezogen. Da begann im August der Krieg gegen Serbien. In einer Art späten Rache für das von bos-

Helvetia heisst Flüchtlinge willkommen. Postkarte aus dem Ersten Weltkrieg.



nischen Serben verübte Juni-Attentat in Sarajewo hat die k.k. Armee in diesem Feldzug auch die Zivilbevölkerung (darunter Ruthenen, jene WestukrainerInnen, die BürgerInnen der Donaumonarchie waren) massiv brutalisiert. War der Grossvater dabei, ehe er 1915 an die Isonzofront beordert wurde? Er hat nie

Stellen des Ineinanderfliessens interessieren: Übertragen auf den Kulturbegriff meinte dies, dass Identität nicht durch Abgrenzung gewonnen wird, sondern durch die Durchlässigkeit für Vermischungen, das Zulassen des – im Zeitalter der Globalisierung überall verfügbaren – Anderen im Eigenen.

In Bosnien hatte man versucht, die alten Feindgeschichten zwischen den Religionen zu überwinden.

davon gesprochen. Zwischen diesen Fronten also spielte sich «Europa» ab, der Untergang der Mittelmächte, der Sieg der Entente mit Hilfe der USA und das Neuabstecken der hegemonialen Einflussphären.

«Kulturen bekämpfen sich nicht»

Es fällt auf, dass die Widersprüche der grossen Reiche des 19. Jahrhunderts sich an ihren Rändern manifestierten, dort wo die Ideen des Zentrums ausfranst, nicht mehr griffen, auch wenn sie oftmals noch vehement verteidigt wurden. Das galt im besonderen Mass für die k.k. Monarchie, deren Ränder nicht in einer fernen Kolonie lagen, sondern in Europa, an den Schnittstellen zu anderen Einflussbereichen. Etwa zum Osmanischen Reich, zu dem man aber nichtsdestotrotz gute Beziehungen pflegte. Diese Schnittstellen haben mich immer fasziniert. Sie könnten auch Orte sein, wo Neues entsteht, wo man nicht im Zentrum – mit sich selbst beschäftigt – «das Eigene» verfeinert. Der Balkan war seit Jahrhunderten ein solcher Ort der Schnittstellen gewesen, wo es zwar Verwerfungen gab, den arroganten Blick auf die SlawInnen, aber auch Vermischungen, gegenseitige Inspirationen: «Kulturen bekämpfen sich nicht, sie fliessen zusammen», hatten die Kulturforscher Ilja Trojanow und Ranjit Hoskote schon vor Jahren behauptet.¹ Ein grosser Strom entsteht nicht aus einer Quelle, sondern aus den vielen Zubringern, Ein-Flüssen, wobei besonders die

Bosnien als Nahtstelle

Mein Interesse am Balkan hat dann während des Bosnienkrieges von 1992 bis 1995 zugenommen. Mit den Frauen-Friedensorganisationen *Zene Zenama* («Frauen für Frauen») und *Frauen in Schwarz* hatte ich im Rahmen der europäischen Frauensommerakademien im Tagungszentrum Boldern viele Kontakte mit Bosnien aufgebaut.² Bosnien ist seit langem ein Land entlang der Nahtstellen politischer, kultureller und religiöser Einflussbereiche. Hier hatte man versucht, die alten Feindgeschichten zwischen den drei monotheistischen Religionen, die den Kontinent geprägt haben, zu überwinden. Immerhin haben die spanischen Jüdinnen und Juden, die von Ferdinand und Isabella seit 1492 ausgewiesen worden waren, in Bosnien eine neue Heimat gefunden. Hier lebten MuslimInnen und ChristInnen ab 1453 unter der Verwaltung des Osmanischen Reichs friedlich miteinander. So zumindest registriert es das historische Gedächtnis der BosnierInnen, die viele Geschichten über die Toleranz und Offenheit ihrer Kultur erzählen, aber die Konflikte ausblenden, die es gleichzeitig auch gegeben hat.

Sabiha Husic-Haskic, die Leiterin des renommierten Rehabilitationszentrums *Medica Zenica*, titelt einen Essay über die Friedensarbeit von Frauen in Bosnien mit *Peace in Historical Perspective – Interconfessional Harmony* und kommt zum Schluss: Noch nie war die bosnische Gesellschaft so gespalten, die Aggression so brutal gewesen wie im Krieg von 1992 bis 1995.³ Dabei sei die bosnische Geschichte ein Beispiel gelungener religiöser Nachbarschaft und interreligiöser Harmonie zwischen kroatisch-stämmigen KatholikInnen, orthodoxen bos-

nischen SerbInnen und muslimischen BosniakInnen. Dieses in die Vergangenheit projizierte Bild interreligiösen Friedens rührt mich, verkörpert es doch eine von vielen Menschen geteilte Sehnsucht, in Frieden miteinander zu leben und sich dabei auf die Geschichte berufen zu können.

Sarajewo – wie in Wien!

Seit dem Jahr 2000 war ich etwa ein Dutzend Mal in Sarajewo und habe dort ein christlich-muslimisches Frauenprojekt mitgeleitet. Dabei ist mir die Stadt und der Charme ihrer BewohnerInnen ans Herz gewachsen. Wenn man durch die Strassen schlendert, begegnet man den Epochen ihrer Geschichte, spürt vielleicht noch einen Hauch vom alten bosnischen Königreich, bewundert die geistliche Architektur der Osmanen und begegnet der Zeit ab 1878, wo Bosnien zuerst ein österreichisches Protektorat war und dann 1908 von der k.k. Monarchie annektiert wurde.

Und manchmal fühle ich mich wie in Wien, mit seinen Jugendstilfassaden. Wie in Wien!

Ich werde mir der kolonialen Perspektive bewusst und unterdrücke den Impuls, das mitzuteilen. Aber ich erinnere mich auch an eine Stadtführung im herzegowinischen Mostar, wo unser Guide, ein junger Student, aufzählte, was die Österreicher alles gebaut hätten: Eisenbahnlinien, Tunnels, Prunkbauten. Er beendete seine Aufzählung mit der lakonischen Feststellung: «Von mir aus hätten sie bleiben können!» Es war als Witz gedacht, aber ein Nachgeschmack blieb ... Es ist verständlich, dass sich das kollektive Gedächtnis an gewissen materiellen Wohltaten orientiert. Aber es fördert auch heute noch eine Erwartungshaltung, dass Andere für das wirtschaftliche Wohlergehen sorgen werden und es darauf ankomme, KlientIn einer möglichst finanzkräftigen Organisation zu sein oder zu werden. Für die heimische Wirtschaft, neben vielen anderen Hemmnissen, nicht gerade ein Motivationsschub.

Darüber hinaus hat sich das in den Friedensverhandlungen von Dayton 1995 vereinbarte Kantonalsystem der Föderation Bosnien und Herzegowina als wenig hilfreich erwiesen. Es hat die Kriegshandlungen gestoppt, aber die Probleme nicht gelöst. Indem es bestimmte Orte mit einer bestimmten ethnischen und religiösen Zugehörigkeit verknüpfte und den SerbInnen einen eigenen Teilstaat (die Republik Srpska) zugestand, hat es die Möglichkeit verbaut, das Verständnis für die jeweils Anderen und den Respekt vor ihnen auf allen Gebieten des Zusammenlebens und an allen Orten zu praktizieren. Dieser abgrenzende Umgang mit Verschiedenheit ist letztlich vergangenheitsorientiert, schafft am Rand nochmals unzählige kleine Ränder und definiert Zugehörigkeit statisch.

Ränder als Stätten des Dialogs

Welches Neue kann also von diesen «Rändern» kommen? Ränder sind Orte der Mehrsprachigkeit und der Interpretation, der Über-Setzung, des Hin-und-Hergehens. Mehrsprachigkeit, oft als Hindernis für eine möglichst reibungslose Integration von Minderheiten gedacht, ist eine unbezahlbare Kompetenz, weil die Fähigkeit, in der Sprache des Anderen zu kommunizieren, auch die Fähigkeit einschliesst, eine andere Denk- und Handlungsweise zu verstehen und eher zu akzeptieren. Diese Fähigkeit wird am Rand und von den «Machtlosen» öfter kultiviert als im Zentrum. Sofern Ränder nicht nur als Pufferzonen zu «Anderen», zu «Feinden» jenseits der Grenzen gesehen werden, könnten sie auch Orte der Begegnung und Stätten des Dialogs über das gute Zusammenleben sein. Auf dem Gebiet des Zusammenlebens der Religionen hat die Auseinandersetzung mit ihren Rändern der Donaumonarchie eine mutige Tat abgerungen: Da die Annexion (auch religiöse) Rechtsgleichheit für alle bedeutete, wurden die MuslimInnen – etwa vier Prozent der 53 Millionen des Vielvölkerstaats – schon

Reinhild Traitler,
*1940, Mitarbeiterin
im Weltkirchenrat
und ehem. Leiterin des
Tagungs- und Studi-
enzentrums Boldern,
Mitgründerin des fe-
ministischen Euro-
päischen Projekts für
interreligiöses Lernen/
EPIL und Mitglied im
Interreligiösen Think-
Tank Schweiz.

rraitler@sunrise.ch

1912 öffentlich-rechtlich anerkannt.⁴ Diese Anerkennung hat die Republik Österreich übernommen und seit den fünfziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts ausgestaltet.

Aber unterschwellig besteht in den Zentren das von historischen und aktuellen «Türkenbelagerungen» sowie durch unwillkommene Flüchtlingscharen genährte, latente Angstgefühl immer noch. Der Impuls, alles dicht zu machen, die Balkanroute abzuriegeln und ein Land zwischen uns und «die Anderen» zu schieben, ja sogar davon zu träumen, das Mittelmeer zu «schliessen», wird nicht helfen, diese Angst zum Verschwinden zu bringen. Die Balkanländer müssten in viel stärkerem Mass in Europa eingebunden sein und wirkliche Protagonisten einer regionalen Europapolitik im Rahmen der EU werden können.

Teil des Ganzen

Die Freude darüber, dass Bosnien-Herzegowina im Februar 2016 ein Gesuch für Beitrittsverhandlungen mit der EU gestellt hat, habe ich bei meinen letzten Besuchen an vielen Orten gespürt. Dahinter verbergen sich wirtschaftliche Hoffnungen vieler Menschen. Aber

auch die leise Angst, dass die erwartete Entwicklung nicht der ganzen Bevölkerung zu Gute kommen wird; viele Frauen, die in der Nachkriegszeit die Rehabilitation schwer traumatisierter Menschen geleistet haben, fürchten jetzt, wieder verdrängt zu werden. Schliesslich ist eine gewisse Erwartung spürbar, im Südosten Europas eine neue historische Rolle zu finden. Und vor allem dies: Teil des Ganzen, des ganzen Europa zu sein!

Was wohl meine beiden Grossväter dazu gesagt hätten? Heute, wo Aserbeidschan mitsingt im Eurovision-Songcontest, die Türkei in die EU strebt(e) und die Ränder Europas ans südliche Mittelmeer grenzen? ●

¹ Ilja Trojanow, Ranjit Hoskote: *Kampfabsage. Kulturen bekämpfen sich nicht – sie fliessen zusammen*. München, 2007.

² Vgl. das Manifest *Frauen in Schwarz, Belgrad: Drei Jahre gegen den Krieg*. In: *Neue Wege* 11/1994, S. 324.

³ Sabiha Husic-Haskic: *Peace Building in Every Day Life*. In: Reinhild Traitler, Teny Pirri-Simonian: *Towards a Pedagogy of Religious Diversity*. Beirut 2015, S. 171.

⁴ Vgl. dazu die ausführliche Darstellung in: *Respektvoll miteinander. Evangelische Christen und Muslime in Österreich. Eine Orientierungshilfe*. Wien 2012, S. 304ff.